

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 138 Bromberg, den 20. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die so geschaffene Lage zeigte sich verwickelter, als die braven Stadtväter und Schöppen zuerst angenommen hatten:

Die schleunige Errichtung eines neuen Galgens schien zunächst unausführbar, denn die Maurer und Zimmerleute des Städtchens weigerten sich entschieden, ein so „unehrlich" Handwerk zu verrichten. Die Henkersknechte aber hatten nichts anderes gelernt als henken und waren für eine solide Maurer- und Zimmermannsarbeit nicht zu brauchen.

Den ganzen Tag über dauerten die Beratungen:

Einen Galgenbauer aus Köln oder Münster kommen zu lassen, trug man Bedenken. „Denn wie leicht" — so sagte einer der Schöppen — „könnte es diesem Unhold und Zauberer, wenn anders wir für gar so lange Zeit die Hinrichtung aufschöben, gelingen, durch seine Künste die Freiheit wiederzugewinnen und mit seiner Teufelsdirne zu entfliehen!"

Endlich beschloß die Versammlung in ihrer großen Verlegenheit, die Errichtung des Galgens in diesem einen und besonderen Falle und unter Wahrung aller amtlichen Formalitäten für ein „ehrlich und gottgefälliges Werk" zu erklären.

Das sei schon gut, meinte ein jeder der biederen Handwerker, die man herbeirief, — aber weshalb solle gerade er dieses nunmehr ehrliche und gottgefällige Werk verrichten? Gäbe es doch genug andere im Städtchen!

Da fand der Amtmann die Lösung:

„Damit keiner der Maurer- und Zimmerleute unserer Stadt" — so verkündete er — „dem anderen einen Vorwurf aus solchem Werke könne machen oder verkleinerliche Afterreden über ihn führen, so sollen alle Handwerker, so hier in Frage kommen, gemeinsam an dieses Werk Hand anlegen und es miteinander einträchtig zum guten Ende führen. Und um ein Übriges zu tun, und auf daß die Wackeren in ihrer Arbeit bei guter Laune erhalten werden, sollen zu Lasten des Stadtsäckels ein paar Fässer guten Weines dabei aufgelegt werden!"

Und das wurde allgemein gutgeheißen. —

Am nächsten Morgen setzte sich der sonderbare, diesmal gar fröhliche Zug von neuem in Bewegung; nur die Delinquenten fehlten. Wie am Tage vorher ritt der Amtmann voraus. Auch die Schultheißen auf ihren Kleppern, die Stadtsoldaten, die Lehrer, die Schüler, — ja, fast die gesamte Einwohnerschaft des Städtchens war mit dabei. Aber diesmal wurden keine erbaulichen Lieder gesungen, sondern die Spielleute marschierten dem Zuge voraus und schmetterten lustige Weisen. Auf dem Hügel angekommen, mußten sich alle Handwerker mit ihren Geräten in einer Reihe aufstellen, um sich auf ein Kommando des Amtmannes alle im gleichen Augenblick an die Arbeit zu begeben, damit keiner dem anderen einen Vorwurf machen könne.

Und so geschah es: Unter den Klängen der Musik und dem Jubel des Volkes stürzten sie sich auf das ehrliche und gottgefällige Werk. Und es begann ein fleißiges Sägen, Hämmern und Mauern. Doch als sich der erste wilde Eifer gelegt hatte, nahmen sich die Braven mehr Zeit, bis endlich nach jedem Handstreich ein kräftiger Schluck genommen wurde.

Die gute Laune flog von Minute zu Minute. Damit auch die anderen etwas von der Sache haben sollten, stifteten reiche und hochherzige Bürger für das Volk ein Faß Wein nach dem anderen. Und als der neue stattliche Galgen endlich stolz emporragte, war aus dem schaurigen Werke unversehens ein großes Volksfest geworden, das sich bis tief in die Nacht hinzog.

Zu den wenigen, die in der Stadt zurückgeblieben waren, gehörte auch Herr Heinrich Lotterhos. Und während es sich die Ratsherren mit ihren Frauen und Töchtern und alle Bürger bis hinab zu den Ärmsten in der schönen Maiennacht auf dem Galgenberge vor dem Städtchen bei Speise und Trank, bei Gesang und Tanz wohl sein ließen, geschah dieses:

Herr Lotterhos stand in dem kleinen Vorhofe des Stadtkerkers und redete eifrig auf die drei Soldaten ein, die hier als Wächter zurückgeblieben waren.

„Ihr seid Dummköpfe, wenn ihr nicht auf meinen Vorschlag eingeht und mir die Dirne freigebt! Ihr müßt euch dann natürlich auch schleunigst davonmachen. Für diese hohe Summe Geldes, die ich euch biete, könnt ihr dann irgendwo anders herrlich und in Freuden leben."

„Nun gut! Ich bin einverstanden!" erklärte endlich der jüngste der Wächter.

„Aber ich nicht!" meinte der zweite. „Ich habe hier ein Mädchen, das ich heiraten möchte, und das ich nie und nimmer verlassen würde."

„Und ich habe eine Frau und acht Kinder!" rief der dritte. „Die kann ich doch nicht alle mitnehmen auf die Flucht!" Da kam Herrn Lotterhos ein guter Einfall: Die drei Soldaten sollten ihr Geld gut verstecken und ruhig in dem Städtchen bleiben, die Flucht des Mädchens aber könnten sie einfach übernatürlichen Teufelskünsten zuschieben. Und er schärfte den Wächtern ein artiges Märchen ein, das ihre Unschuld glaubhaft machen sollte.

Als das aber auch noch nicht half, verdoppelte und verdreifachte er den gebotenen Preis. Da konnten die Männer nicht widerstehen, sackten die blinkenden Goldstücke ein und gaben Herrn Lotterhos den Zugang zu Barbaras Zelle frei.

Schon durch die Tür hörte er die Stimme der Gefangenen. Er öffnete vorsichtig und spähte durch den Spalt. Barbara kauerte auf dem Stroh, sang — die Augen verträumt ins Leere gerichtet — leise vor sich hin und streichelte ihrem Kater, der den Gesang mit behaglichem Schnurren begleitete, das Fell.

Jetzt trat Herr Lotterhos schnell ein.

„Ich komme, um dich zu befreien, Mädel!" sagte er hastig.

Barbara musterte ihn ein Weilchen schweigend, dann sagte sie ruhig: „Wie sonderbar! — Schon einmal hat mich jemand aus einem Kerker befreit." Und ein wenig verächtlich fügte sie hinzu: „Doch war's ein stattlicherer Befreier — und ein edlerer, als Ihr es mir scheint. Es war . . ."

„Rede nicht solange und eile dich!" schnitt ihr Lotterhos das Wort ab.

„Es war ein schwedischer Obrist", sprach Barbara träumerisch weiter, ohne ihre Stellung zu ändern. „Er hieß . ."

„Graf Lewenborg?!" kombinierte Lotterhos sofort und wartete gespannt auf ihre Antwort.

„So ist es! Woher wißt Ihr das?"

„Das sage ich dir später. Eil' dich doch! — Denn gerade zum Grafen Lewenborg will ich dich bringen."

Ein Aufleuchten trat für einen Augenblick in Barbaras Züge; aber es schwand gleich wieder, und sie sagte: „Das geht nicht an, obwohl ich ihm alle Ewigkeit zu Dank verpflichtet bin."

„Weshalb willst du nicht zu ihm?"

„Er will nichts von mir wissen. Er hat eine Strähne von meinem Haar, die ich ihm zum Andenken gegeben und mit der ich ihn festgemacht hatte gegen Hieb und Stich, ins Feuer geworfen und dabei verächtlich gesagt: „Eine schmutzige Bettlerdirne hat sie mir gegeben."

„Wer hat dir das erzählt?"

„Die Tochter eines Goldschmiedes in Erfurt."

„Es war eine Lüge! Er trägt dein Haar, in Gold gefaßt, als Armband!"

Barbara sprang empor. Ihr blasses Gesicht glühte plötzlich. „Ist das die reine Wahrheit?"

„Ich schwöre es! — Aber nun spute dich und komm', ehe es zu spät ist!"

Aber Barbara rührte sich nicht vom Fleck und sagte nur mit einem Lächeln, in dem sich Trauer und Glück seltsam paarten: „Wie schön, daß ich vor meinem Tode dies noch erfahre!"

„Aber du sollst ja nicht sterben!" rief Lotterhos ungeduldig. „Du sollst ja fliehen! Ich bringe dich in Sicherheit!"

„Mich allein? Das geht nicht an."

„So nimm das Vieh meinetwegen mit!"

„Das genügt nicht. Ich fliehe nicht ohne Markondonatos."

„Du liebst ihn?"

„Ich habe ihm ewige Liebe und Treue gelobt. Und wenn er mir auch oft nicht mit gleicher Liebe vergolten hat, — ich liebe ihn dennoch. Wie sollte ich ihn da allein zum Galgen gehen lassen?! — Sagt, weshalb wollt Ihr nicht auch ihn befreien?"

„Ich müßte von neuem mit dem Wächter verhandeln. Dazu reicht die Zeit nicht mehr."

„Dann bleibe auch ich", erklärte Barbara ruhig.

„So laß dich hängen, du Gans!" schrie Lotterhos, dessen Angst, entdeckt zu werden, immer größer wurde.

„Das werd' ich schon müssen", erwiderte Barbara gleichmütig.

Herr Lotterhos wandte sich zur Tür, denn er sagte sich: „Wenn sie diesen Gauner so liebt, daß sie sogar für ihn sterben will, dann wird's doch nichts mit dem Grafen." — Aber sogleich kam ihm ein neuer Einfall: Er würde versuchen, zum Schein auch den Magier zu retten, ihn dann aber irgendwo den Behörden in die Hände spielen, um ihn zu Tode bringen zu lassen! Wenn Barbara vor solcher Tatsache stünde, würde sie sich schon damit abfinden!

Ohne noch ein Wort an Barbara zu richten, ging Herr Lotterhos hinaus zu den Soldaten und bot ihnen nochmals die gleiche Summe, wenn sie auch den Magier entkommen ließen. Und da er ihnen klar machte, daß das verabredete Märchen noch glaubhafter würde, wenn auch der Zauberer selbst entkommen sei, da waren sie sofort mit dem Handel einverstanden.

*

Erst spät in der Nacht kehrte der Amtmann mit dem fröhlichen Zuge in die Stadt zurück. In seiner Betrunkenheit forderte er einige der Schöppen auf, mit ihm zu den Verurteilten zu gehen und ihnen Mitteilung von der glücklichen Vollendung des neuen Galgens und ihrer für den nächsten Tag festgesetzten Hinrichtung zu machen.

Unter rohem Gelächter kamen die Bezechten in dem Höfchen vor dem Kerker an. Da prallten sie erstaunt zurück: Auf dem Boden lagen die drei Wachtsoldaten mit den Gesichtern nach unten, — der eine leblos, der andere leise stöhnend und der dritte mit krampfhaft zuckenden Gliedern.

Der Amtmann schrie sie an, rüttelte sie und wollte den einen umdrehen. Aber der machte sich steif und ließ das Gesicht nicht vom Boden, denn er konnte sich das Lachen nicht mehr verbeißen.

Der aber, der in Zuckungen lag, — es war der Soldat, welcher sofort mit dem Handel einverstanden gewesen — tat so, als erhole er sich nun langsam und als käme er allmählich zur Besinnung. Und nun erzählte er, es sei vor einiger Zeit — ob Stunden oder vor Sekunden, vermöge er nicht zu sagen — etwas Entsetzliches geschehen: Als er mit seinen Kameraden brav auf seinem Posten gestanden, da hätte es plötzlich einen furchtbaren Krach gegeben, zugleich sei ein fürchterlicher Gestank entstanden und ein Sausen, als ob ein Heer von Teufeln über ihren Köpfen dahinfliege. Und dann seien ihnen die Sinne geschwunden.

Die Herren schüttelten ängstlich die Köpfe. Dann nahm der Amtmann selbst die Schlüssel und öffnete die schweren Eisenriegel an der Zelle des verurteilten Magiers. Nun spähte er vorsichtig hinein.

„Die Zelle ist leer!" rief er entsetzt und eilte, die andere Zelle zu öffnen.

„Diese auch! Sie sind fort!"

Die übrigen Herren hatten sich hinzugedrängt und gafften, indem sie langsam nüchtern wurden, mit dummen Gesichtern in die leeren Zellen.

Da sagte der Alte, der bei der Hinrichtung am Tage zuvor so geweint, als sei er selbst der Verurteilte: „Gott sei gedankt, daß sie fort sind! Sie hätten am Ende noch uns selbst allen die Hälse umgedreht!"

*

Während sich dieser Auftritt abspielte, rollte der Reisewagen des Herrn Lotterhos, schon weit von dem Städtchen entfernt, in rasender Fahrt durch die Nacht dahin; denn es galt, so schnell als möglich das Bistum zu verlassen und braunschweigisch-lüneburgisches Gebiet zu erreichen.

Die Insassen, Herr Lotterhos selbst, Doktor Markondonatos und Barbara, saßen schweigend da. Wieder hielt Barbara mit der Rechten die Hand ihres Freundes umklammert und mit der linken den Körper des Katers Amazeroth, der behaglich in ihrem Schoß schlummerte.

So war man schon mehrere Stunden gefahren, als Lotterhos endlich das Schweigen brach:

„Ich denke, es wäre jetzt an der Zeit."

„Wozu an der Zeit?" fragte Barbara verwundert.

Herr Lotterhos erwiderte nichts. Aber da der Magier durch Nicken seine Zustimmung gab, ließ er den Wagen halten.

Doktor Markondonatos erhob sich und stieg aus. Einer der berittenen Diener saß ab und führte ihm sein Pferd zu. Jetzt sprang auch Barbara aus dem Wagen.

„Was soll denn geschehen?" fragte sie verblüfft ihren Freund. „Weshalb bleibst du nicht im Wagen?"

„Das wirst du schon sehen", erwiderte Markondonatos, gab Barbara einen flüchtigen Kuß und sagte hastig: „Du warst ein gutes Kind. Laß dir's wohl ergehen! Ich habe dich recht lieb gehabt. Aber noch lieber ist mir mein Leben. Das wirst du begreifen."

Und ehe die gänzlich Verstörte noch ein Wort hervorbringen konnte, schwang er sich auf das Pferd, winkte nochmals und sprengte im Galopp davon.

„Was soll das bedeuten? Gebt Antwort!" schrie Barbara jetzt entsetzt auf und schüttelte Herrn Heinrich Lotterhos an den Schultern.

„Das soll heißen!" erwiderte der Kaufmann halb höhnisch, halb verlegen, indem er sich losmachte, in die Tasche griff und Barbara ein Schreiben hinreichte.

Sie nahm es mit bebenden Händen entgegen und trat damit in den dürftigen Schein der Wagenlampe.

Die Schriftzüge — flüchtig hingeworfen, aber unverkennbar von der Hand des Doktors Markondonatos — flimmerten ihr vor den Augen. Mit Mühe entzifferte sie den Text: Er lautete:

„Liebe Barbara! Auf daß Du unserm edlen Befreier Glauben schenkest, bestätige ich hierdurch ausdrücklich den Handel, den ich mit ihm abgeschlossen habe, und das ist dieser: Der Herr hat mich unter der Bedingung aus dem Kerker und vom Tode befreit, daß ich ein für allemal auf Dich verzichte und Dich ihm zur freien Verfügung überlasse. Dafür hat er mir ein gutes Pferd für meine weitere Flucht zu stellen. Da es sich um mein Leben handelt, wirst du meine Handlung begreifen. —

Leonidas Markondonatos."

Barbara hob den Kopf, öffnete die Lippen, als wolle sie etwas fragen. Dann sanken ihre Arme herab. Das Papier entglitt ihren Händen, und sie sank lautlos zu Boden.

Mit Hilfe eines Dieners hob Heinrich Lotterhos die Ohnmächtige in den Wagen, und dann ging die Fahrt weiter. (Fortsetzung folgt.)

Die Grundstofftheorie erschüttert?

Umwandlung von Aluminiumatomen in Nickelatome.

Die Nürnberger Chemiker Wilhelm Kaul und Wilhelm Johann Naumann haben in einem Telegramm an den Reichskanzler mitgeteilt, daß es ihnen nach vierjähriger Arbeit gelungen sei, ein Aluminiumatom in ein Nickelatom umzuwandeln. Wenn diese Angaben sich bestätigen sollten, so würde tatsächlich diese Erfindung für die deutsche Wirtschaft von größter Bedeutung sein. Es wäre damit ein Einbruch in die bisherige Grundstofftheorie erfolgt. Die beiden Erfinder erklären außerdem noch, daß sie weitere Versuche, die zu umwälzenden Resultaten führen würden, vorbereiten.

Zunächst ist es allerdings angebracht, diese Meldung mit einiger Zurückhaltung aufzunehmen. Bisher ist es noch niemals gelungen, eine Atomumwandlung auf dem Gebiete der Metalle durchzuführen. Vor einigen Jahren erregten die Versuche Prof. Miethes, der behauptete, aus Quecksilber Gold entwickeln zu können, ungeheures Aufsehen. Der alte Alchimistentraum, daß minderwertige Elemente in hochwertige, also z. B. in Gold, verwandelt werden könnten, schien damit in Erfüllung zu gehen. Voraussetzung dafür wäre der Nachweis, daß alle Elemente auf einem Grundstoff aufgebaut sind. Bei näherer sorgfältiger Prüfung ergab sich jedoch, daß sich Prof. Miethe geirrt hatte. Tatsächlich führte er keine Umwandlung von Quecksilber in Gold durch, vielmehr war es ihm gelungen, winzige Quantitäten von Gold, die im Quecksilber enthalten sind, abzuspalten.

Auf einem anderen Gebiet ist tatsächlich eine Atomumwandlung gelungen, und zwar auf dem der Gase. Lord Rutherford hat die Umwandlung des Stickstoffs in Wasserstoff durchgeführt. Für Metalle fehlt jedoch bisher jeder Nachweis der Umwandlungsmöglichkeit. Aus der kurzen Meldung der Erfinder geht nicht hervor, in welcher Weise die Umwandlung des Aluminiumatoms in ein Nickelatom durchgeführt wird. Das spezifische Gewicht des Nickelatoms ist 58,7, das des Aluminiumatoms 27. Es müßten also, um die Atomumwandlung durchzuführen, dem Aluminiumatom andere Bausteine hinzugefügt werden. Solche Experimente waren bisher mit großen Schwierigkeiten verknüpft und aus der lapidaren Meldung der Erfinder vermag man nichts über die Methode ihrer Arbeit zu entnehmen.

Die Nickelerzeugung der Welt belief sich im Jahre 1928 auf 45 000 Tonnen. Den Hauptteil der Erzeugung lieferte Kanada, wo in der Provinz Ontario 39 500 Tonnen gleich 87,2 Prozent erzeugt wurden. 9 Prozent der Weltproduktion entfielen auf Neukaledonien mit einer Erzeugung von 4100 Tonnen. Die überaus wichtigen kanadischen Lagerstätten befinden sich im Besitz des englisch-amerikanischen Nickeltrusts. Nickel wird in erster Linie von der Stahlindustrie zur Herstellung von Nickelstahl (Edelstahl) verbraucht. Dann dient es zur Herstellung von Gebrauchsgegenständen aus reinem Nickel.

Nickel ist etwas dunkler gefärbt als Silber. Es hat einen starken Metallglanz und eine hohe Politurfähigkeit. Es ist so hart wie Eisen, jedoch fester und dehnbarer und läßt sich walzen, schmieden und zu feinstem Draht ausziehen. Der Schmelzpunkt von Nickel liegt bei 1452,3 Grad. Nickel ist viel edler als Eisen und es erhält sich an der Luft vollkommen blank.

Nickel findet sich gediegen im Meteoreisen und ferner in einigen Erzen. Deutschland hat auch ein wenn auch nicht bedeutendes Nickelvorkommen, und zwar hauptsächlich im sächsischen Erzgebirge und in Schlesien: Rotnickelkies, Weißnickelkies, Antimonnickelkies und Haarnickelkies. Nickel wurde 1751 von Cronstedt als Element erkannt. Im Jahre 1754 legte er ihm den Namen Nickel bei. Nickellegierungen sind jedoch schon lange vor der Entdeckung des Nickels gewonnen worden. So enthalten Münzen aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. neben 77,6 Prozent Kupfer 21 Prozent Nickel. Auch die Chinesen stellten schon seit langer Zeit Nickellegierungen her. Von ihnen stammt die Nickellegierung Packfong (weißes Kupfer).

Sollte die Entdeckung der beiden Nürnberger Chemiker einer ernsten wissenschaftlichen Prüfung standhalten, so würde tatsächlich der deutschen Wirtschaft ein großer Dienst erwiesen sein. Bevor man sich jedoch der Auffassung anschließt, daß die Grundstofftheorie erschüttert sei, wird man das Ergebnis der Nachprüfung abwarten müssen.

Im Böhmerwald geht der Hunger um . . .

Skizze von Rudolf Witzany.

„Sag' einmal, Mutter, warum ißt denn du heut nix? Die Erdäpfel steh'n ja noch am Ofen", fragte die kleine Poldi ihre Mutter. Die räumte die Teller vom Tisch und trug den Zwirn und die kleinen Metallringe herbei.

„Die Erdäpfel sind doch für den Vater!" antwortete das Weib mit dem blassen, früh alt gewordenen Gesicht, und um die welken Mundwinkel zuckte es. So ging es nun schon drei Tage. Niemals hatte es die Kleine bemerkt, und nun fragte sie mit unschuldigen Kinderaugen: „Warum ißt du nix?" In der Leitnerin krampfte sich alles zusammen vor brennendem Weh; herausschreien möchte sie es am liebsten, ihrem Kind in die Ohren rufen: „Weil wir nix mehr haben!" Aber ihr Gesicht blieb unbewegt. Sie war ja schon so müde. Wozu noch die Kleine erschrecken?

„Geh', Poldi, hol' dir auch d' Nadel! Tummeln wir uns ein bissel, daß wir fertig sind, wenn der Vater heimkommt."

Die Kleine bekam glänzende Augen. „Wird er mir was mitbringen, der Vater?" fragte sie und holte sich vom Nadelpolster die Nadel. — „Mitbringen?" Die Mutter starrte ihr Kind an, als habe sie es nicht recht verstanden. „Du weißt doch, Poldi, daß wir kein Geld mehr haben. Da kann dir der Vater nix mitbringen."

In den Kinderaugen erlosch die Freude. „Jetzt hat er mir schon so lang nix mitbracht", meinte Poldi weinerlich, „und der Ferdl hat erst gestern von ihm ein Holzpfeifl kriegt."

„Sei stad!" tröstete die Mutter. „Sollst auch eins haben. Aber horch: Mir scheint, der Vater kommt."

Gespannt lauschten die beiden und legten die eifrig fliegenden Nadeln weg, mit denen sie schon seit Wochen das Geld für die paar Erdäpfel verdienten, seit der Vater keine Unterstützung mehr erhielt. Draußen polterten schwere Schuhe auf der Schwelle; dann trat die große Gestalt des Leitner in die Stube. Er grüßte nicht, und sein Blick starrte immer noch ins Weite, als hätte er etwas Schreckliches gesehen.

„Was hast denn, Vater?" fragte ihn die Mutter angstvoll, die ihn noch nie so gesehen hatte. „Ist denn was geschehen, ein Unglück?"

Da schien sein Blick zurückzukehren; ein rauhes, stoßweises Auflachen brach aus gequälter Brust. „Wie man's nimmt, Weib", sprach er mit harter, klangloser Stimme, „ein Unglück wohl auch. Jetzt hab' i' grad' den Agenten von der Zwirnknopffabrik 'troffen. Nächste Wochen is' Schluß mit Knöpfelnäh'n."

„Jesus Maria!" rief die Frau. Die kleine Poldi kroch zur Mutter und versteckte den wuschligen Blondkopf im Schoß der Verhärmten. Das Kind fürchtete sich und begann leise zu weinen. Mechanisch strich ihm die Leitnerin über den Kopf. Da schlug des Mannes harte Stimme in die Verzweiflung der Frau und riß ihr den Kopf hoch.

„Aber wie ich heimgeh' — d' Knie haben mir 'zittert —, da treff' ich den Herrn Forstrat. Weißt, den vom böhmischen Forstamt. Und der fangt so mit mir zum Reden an. Sagt er dann zum Schluß: „No, Herr Leitner, nächste Wochen fangen wir mit den Straßenarbeiten an; Ihnen geht's nicht grad' zum besten. Ich werd' Ihnen was sagen: Schicken S' den Buben zu uns in die Schul', und ich glaub, es tät sich dann reden lassen." — Der Leitner schwieg erschöpft und strich sich über die schweißnasse Stirn. „Was meinst, Mutter?"

Die Frau, die sich bei den ersten Worten des Mannes zusammengeduckt hatte, reckte sich auf. Erst kamen ihre Worte nur zögernd, dann immer stärker. „No, da gibt's doch nit viel zu überlegen. Bevor wir verhungern, schicken wir halt den Buben in die böhmische Schul'; das ist immer noch besser, als daß wir ihn hungern lassen."

Da stand der Leitner auf und trat auf sein Weib zu. „Mutter, weißt, was du jetzt redst?" fragte er und rüttelte sie beim Arm „Und was hab' ich dem Vater am Totenbett versprochen? Weißt auch, was du redst?" Seine Stimme überschlug sich, wurde keuchend. Die Poldi drückte ihren Blondkopf noch fester in den Schoß der Mutter und schluchzte lauter.

„Wenn der Vater vorausg'sehn hätt', was für eine Not wir kriegen, hätt' er dir das Versprechen nit abverlangt. Schau dich um, wo d' willst! Überall im deutschen Böhmerwald geht die Not um. Die Parteien machen Versammlungen und schimpfen, und anders macht's doch keiner. Da müssen wir uns selber helfen. Es ist recht gut ein Deutscher sein — mit vollem Magen, aber wenn nur die Herren alle bei trockenen Erdäpfeln sitzen müßten, dann täten's so ein' nimmer Volksverräter schimpfen, der sein Kind zu den andern in d' Schul' schickt, eh daß er 's verhungern laßt. Seit drei Tagen hab i kein Nachtmahl mehr gessen . . ."

Der Leitner war auf seinen Stuhl gesunken, und die Schultern des riesigen Mannes zuckten wie bei einem schluchzenden Kind. Vorsichtig hob Poldi den Kopf und blickte auf die Eltern. Sie verstand nicht, was hier vorging; aber daß es etwas ganz Furchtbares sein mußte, das fühlte sie. — Da klapperten draußen die Holzschuhe ihres Bruders, und sie sprang rasch zur Tür.

„Da bist ja, Ferdl", rief sie erleichtert, denn nun würden doch die Eltern etwas anderes reden. Mit brennenden Augen starrte der Vater seinen Buben an. Der Ferdl gab der Mutter einen Kuß und kletterte dann dem Vater auf den Schoß. „Horch einmal, Vater, was wir heut für ein Gedicht in der Schul g'lernt haben!" Und er deklamierte mit ernster, feierlicher Knabenstimme:

Volk in deinen Ketten!
Du nur kannst dich retten,
Wenn du auf dich selber dich besinnst.
Daß die Heimaterde
Niemals fremde werde,
Sei am Volk und dir dein größter Dienst.

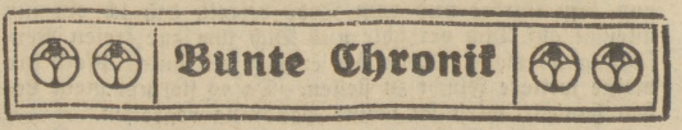
Nimmt man dir dein Eigen,
Duld' es nicht mit Schweigen,
Wahre dir dein gottgewolltes Recht!
Ist es auch nur wenig,
Lieber arm ein König
Denn von fremden Herrn ein reicher Knecht!

Da riß der Vater den Buben an sich, und die Stimme des harten Mannes klang fast wie ein Schluchzen. „Recht hast, Ferdl. Gelt, wir halten z'amm! Was ich dem sterbenden Vater versprochen hab', das halt' ich auch. 's Verhungern ist immer noch g'scheiter denn ein gut's Leben als Judas."

Der Bub' verstand den Vater nicht. Im Leitner war der uralte Bauerntrotz wach geworden, den ihm seine Ahnen in die Wiege gelegt hatten. „Besser als ehrlicher Kerl verhungern denn als Judas leben!" sagte er leise und verbissen.

„Und dann, Weib, es muß doch anders werden. Wenn nur wir Deutschen im Böhmerwald noch enger zusammenrücken. Der Brucknerbauer hat mir gestern g'sagt, daß i mir bei ihm am Mittwoch und am Samstag ein Kilo Fleisch holen soll. Weißt, wenn wir alle z'ammhalten, dann müssen wir's überstehen."

In den Augen der bleichen, verhärmten Frau ging, zaghaft wie der erste Sonnenstrahl, die Hoffnung auf.



Eine originelle Zigeunerhochzeit.

Acht Zigeunerpaare, die bisher in wilder Ehe gelebt hatten, fanden sich dieser Tage im Standesamt einer ungarischen Stadt ein, um sich die Segnungen der Ziviltrauung anzueignen. Das Ereignis lockte Hunderte von Dorfbewohnern an, so daß ein starkes Gendarmerieaufgebot für die Aufrechterhaltung der Ordnung Sorge tragen mußte. In der Ortschaft hatte man auf alle Fälle die Hofhunde von der Kette gelassen . . . Gleich bei dem ersten Namensaufruf geschah ein Zwischenfall: der Bräutigam wurde vermißt. Vergeblich durchsuchte man das ganze Dorf — er hatte scheinbar im letzten Augenblick vor den Folgen der echten Ehe Angst bekommen . . . Unter Tränen, Flüchen und Verwünschungen zog die beschämte und so treulos verlassene Braut von dannen.

Daß der 70jährige Wojewode Johann Rafael und seine 62jährige Braut, mit der er schon 12 Jahre zusammenlebte, mit allen Kindern und Enkeln zur Trauung erschienen waren, machte den Akt nur noch origineller, und die feierliche Stimmung büßte auch dadurch nichts ein, daß eine Zigeunerbraut mit — dem Säugling an der Brust das bedeutsame „Ja!" aussprach.

Nach der Zeremonie gab es im Zigeunerviertel ein großes Gelage mit Gulyas und Wein. Die Bauern hatten dafür gesorgt, daß jeder so viel essen und trinken konnte, als Schlund und Magen faßten — und so kam es, daß fünf Zigeuner auf der Walstatt der Schlemmerei in ziemlich üblem Zustande aufgelesen werden mußten. Erst nach Sonnenaufgang fanden Schmauserei und Zecherei ein Ende. Das soll aber auch bei kultivierteren Christenmenschen vorkommen.

Kinderverleihinstitut ausgehoben.

Durch eine anonyme Anzeige ist die Polizei von Paris einer Gesellschaft auf die Spur gekommen, die den Kinderverleih engros betrieb. Die Kinder wurden stundenweise an Bettler und Bettlerinnen abgegeben, die dafür zu 25 Prozent ihrer Tageseinnahmen abgeben mußten; freilich verdienten sie, wenn sie ein Kindchen auf dem Arm hielten, entsprechend mehr. Die Kinder, die 1 bis 5 Jahre alt waren, stammen von Arbeitslosen, die sie nicht mehr durchfüttern konnten, und die dadurch, daß sie die Kinder beim Verleihinstitut abgaben, einige Centimes verdienten. Die Polizei hat das Institut sofort geschlossen und seine beiden Besitzer in Haft genommen; auch gegen die gewissenlosen Eltern und gegen eine ganze Reihe von Bettlern sind Strafverfahren eingeleitet.

Die dickste Familie der Welt — verhungert.

Eine groteskes Ende fand die Familie des Buchbinders Shopper aus Washington. Sämtliche Mitglieder der Familie, Vater, Mutter und der 13jährige Sohn, litten an krankhafter Fettsucht und wogen zusammen über 700 Pfund! Durch sein Leiden verlor der Vater seine Stellung, und die Shoppers mußten von ihren geringen Ersparnissen leben. Als diese aufgezehrt waren, wagte keiner von den dreien, betteln zu gehen, aus Angst, verspottet zu werden. Sie verließen ihre Wohnung nicht mehr und wurden dieser Tage von Nachbarn, denen die Stille in der Wohnung aufgefallen var, tot aufgefunden. Der ärztliche Befund ergab, daß die dicken Leute buchstäblich verhungert waren.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg